



Ekaterine Togonidze

ORKAN

Drei Erzählungen

LESEPROBE

SEPTIME

D-e-r a-n-d-e-r-e W-e-g
ს-ხ-ვ-ა გ-ზ-ა © Sulakauri Publishing, 2016

Das bin ich
მე ვარ © Sulakauri Publishing, 2016

Orkan Margo
ქარბზალი მარგო © Sulakauri Publishing, 2017

All first published by Sulakauri Publishing, Tbilisi, Georgia



WRITERS'
HOUSE
OF GEORGIA

Dieses Buch wurde mit Unterstützung von
The Writers' House of Georgia veröffentlicht.

© 2021, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.



Lektorat: Teresa Profanter
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © Brooke Shaden
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-99120-004-8

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Ekaterine Togonidze

O R K A N

Drei Erzählungen

Aus dem Georgischen von Katja Wolters



Inhalt

D-e-r a-n-d-e-r-e W-e-g

Seite 5

Das bin ich

Seite 87

Orkan Margo

Seite 111

Orkan Margo

Giorgi. Giorrri. Giorrrii.

Ramas. Nein. Nicht Lamas, sondern Rrrramas.

Orkan. Orrrkan und nicht Olkan.

Der wohlbekannte, heimelige Geruch meines Zuhauses: Holz, Feuchtigkeit, Staub, Gras, das im sonnigen Garten getrocknete Bettzeug, die gestärkte Bettwäsche, Kerzenduft ... Der Wunsch, für immer hier zu bleiben und gleichzeitig davonlaufen zu wollen. Ich erhaschte im Spiegel einen Blick auf mich selbst. Es war der Spiegel meines Großvaters, aufgehängt auf der für ihn passenden Höhe. Eine Seite des Spiegels war verschimmelt und sah so aus, als wäre sie mit Leichenflecken bedeckt. Ich stellte mich vor den Spiegel, sodass ich mein Gesicht eingerahmt sah. Seine fleckige Seite ließ meine rechte Backe verschwinden. Auch den Fleck auf meinem Wangenknochen sah man nicht. Wenn ich hochhackige Schuhe getragen hätte, wäre er bestimmt noch zu sehen gewesen, aber an diesem Tag trug ich Espadrilles und auch wenn ich den Kopf bewegt hätte, wäre der Fleck im Spiegel unsichtbar geblieben. Ohne den Fleck kam ich mir selbst fremd vor. Man sagt, ich sei schön, was mir ohne den länglichen braunen Streifen glaubwürdiger erscheint. Ich sah das Gesicht mit dem hellen Teint, darin eine feine Nase, Augen – groß und verheult –, die Stirn hoch. Meine Haare waren kastanienbraun und so lang, dass

es den ganzen Spiegel gebraucht hätte, um sie zu zeigen. Plötzlich löste sich alles auf. Vor meinen Augen war alles auf einmal schneeweiß, als hätte man mein Gesicht mit einem Leichentuch bedeckt. Ich zuckte zusammen. Eine Nachbarin fasste mich am Arm. Mit der anderen Hand versuchte sie den Spiegel mit einem alten Bettlaken zu verhängen. Ich dürfe das nicht machen, sagte sie mit geheimnisvoller Stimme und zupfte das Laken zurecht.

Dieser Zwischenfall kommt mir manchmal sakral vor. Man kann in jedem Detail aus der Vergangenheit nach Zeichen suchen, sie entdecken und damit die Zukunft vorhersehen. Wenn es Gott gibt, dann ist Er nicht schweigsam. Er spricht mit uns durch ebendiese Zeichen.

Ich ging in das große Zimmer. Auch dort war der Spiegel mit einem weißen Laken verhängt. Großvaters Leichnam war in diesem Zimmer aufgebahrt. An seinem Gesicht konnte man keine Enttäuschung ablesen. Trotzdem schämte ich mich dafür, zu spät angekommen zu sein, ihn nicht mehr lebend angetroffen zu haben und auch dafür, nicht wirklich um ihn zu weinen.

»Der im Glauben an dich hingeschiedene ... Wie war noch mal sein Name?« Der Pope ging in dem von Weihrauchschwaden erfüllten Zimmer auf und ab. Er sah mich an. »Ich brauche den Namen des Entschlafenen.« »Giorgi«, sagte meine Mutter, die im selben Augenblick das Zimmer betrat und den Kopf mit einem Tuch bedeckte.

Ich wollte nicht, dass mein Mann ebenfalls Giorgi heißen oder einen anderen Namen tragen würde, der ein R enthielt. Mit meinem eigenen hatte ich genug Probleme – Margo. Marrgo. Marr-go. Ich kann das R nicht aussprechen. Es gelingt mir bloß in Gedanken. Rrrr ... Da rollt

sich der Konsonant wie geschmiert, aber zwischen dem Gehirn und der Zunge reißt der unsichtbare Faden, der die Zungenspitze kurz nach hinten führen, an den Gaumen drücken und die ausgestoßene Luft zu einem gerollten R formen soll. Beim Singen ist das genauso. Ich kann mich nicht über ein schlechtes Gehör beklagen, aber sobald ich den Mund öffne, kommt alles falsch über die Lippen. Darum hätte sich meine Familie in meiner Kindheit kümmern sollen, aber sie hat nichts getan. Sie hat das ignoriert. Wahrscheinlich hielten sie meine Aussprache viel zu lange für niedlich: walum, dlei, Blot, Elde, Giolgi, Flau, Stulm und natürlich auch Malgo – mein eigener Name, meine ewige Strafe. Der Grund dafür, warum man mich in der Kindheit anlächelte, im Teenageralter erbarmungslos verspottete und nun, im Erwachsenenalter, wenn ich mich vorstelle, eine unbehaglich lange Pause entsteht.

Ich habe bei mir zwei Defekte festgestellt: Ich kann das R nicht aussprechen, was mich schon beim Kennenlernen anderer Menschen in eine peinliche Situation bringt, und ich habe einen braunen Fleck auf der Wange, den ich einem Aberglauben zufolge meiner Mutter »verdanke«, die in der Schwangerschaft die Milz eines frisch geschlachteten Rindes angefasst hat. Nach ihren eigenen Angaben wollte sie ausprobieren, ob dieser Aberglaube sich bewahrheiten würde, und hatte vor, sich mit der Hand, mit der sie die Milz angefasst hatte, unter den Rippen an den Bauch zu fassen, aber sie musste sich die Haare aus dem Gesicht streichen und berührte aus Versehen ihre Wange. Deshalb kam ich mit einem braunen Streifen auf der Wange zur Welt. Ich verstehe immer noch nicht, wozu ich dieses Zeichen brauchte, und sei es auf dem Bauch. Hatte sie Angst, dass

mich jemand entführen würde? Mein Großvater erklärte mir, dass man früher in seiner Gegend solche Dinge aus Angst tat, weil der Stamm der Lesgier georgische Kinder entführte. Mir fällt es schwer, an solche Dinge zu glauben, aber auf dem Land sind Aberglaube und eigentümliche Sitten und Gebräuche tief verwurzelt. Ein Mensch kann sich ihnen selten entziehen. Mein Fleck ist auch die Frucht solcher Sitten und Vorstellungen. Und mein ganzes Leben ist von den Wünschen der anderen, von ihren Entscheidungen und Urteilen gebrandmarkt.

Ich nahm Negative meines Großvaters mit nach Tiflis. Er hatte wunderschöne Fotos gemacht, in Schwarzweiß, aber aussagekräftiger und vielfältiger als jedes farbige. Sogar an den Negativen war eine gewisse Stimmung abzulesen. Mein schwarzes Gesicht war von weißem Haar umrahmt. Der Fleck im Gesicht lag unterhalb der Haarsträhne, die auf die Wange fiel, und sah nicht mehr wie ein Fleck aus. Ich hatte nicht vor, Abzüge anfertigen zu lassen. Ich weiß nicht einmal, warum ich sie mitgenommen habe. In den sozialen Netzwerken gibt es von mir lediglich ein paar Fotos, auf denen ich im Profil oder nur von Weitem zu sehen bin oder die Kopfbedeckung der georgischen Frauentracht trage.

Eigentlich bin ich mit meinem Aussehen völlig zufrieden. Mir gefallen meine schlanke Taille, die festen Brüste, der starke Rücken und die schön geformten Füße. Manchmal versuche ich mich mit einem fremden Blick zu betrachten. Ich weiß, dass hinter dem Fleck im Gesicht und dem lächerlich ausgesprochenen Namen eine ziemlich interessante Person steckt. Doch bevor man zum Kern kommt, muss man erst die harte Schale knacken und die beiden

bestehenden Barrieren überwinden. Meine Erscheinung wurde auch von meinem Selbstwertgefühl bestimmt. Der Inhalt wird doch von der äußeren Form auf eine gewisse Weise in ihre Konturen hineingezwungen. Wie ein Kind zu lispeln und ein Aussehen, das dem eigentlichen Alter nicht entspricht, hat Einfluss darauf, dass ich nicht ernstgenommen werde. Wenn ich nachdenke, kommt mir auch mein Wortschatz irgendwie beschränkt vor. Zum Beispiel sage ich anstelle von »Federvieh« »Vogel«, anstatt »Restaurant« »Café«, anstatt »Georgien« »Heimat«. Ich bemühe mich, die Worte mit dem verdammten »R« darin möglichst zu meiden, aber es kommt in meinerrrr Sprrrrrache zu meinem Leidwesen fast in jedem zweiten Worrrrt vorrr.

»Werde ich auch in diesem Haus aufgebahrt sein oder werde ich aus ganz anderen Räumen die Reise ins Jenseits antreten?« Die Gewohnheit, mir meine eigene Beerdigung vorzustellen, hätte ich lieber in der Kindheit lassen sollen, aber ich kann mich von dieser bittersüßen Imagination, die mich ab und zu wie eine Lust überkommt, nicht lösen: Ich liege. Und weil in meiner Vorstellung alles vollkommen, sprich: schön und unglaublich tragisch sein soll, bin ich nicht alt. Ganz im Gegenteil: Ich bin jung, blutjung. Vielleicht sogar jünger als jetzt. Soll ich glauben, dass ich bereits gestorben bin? Dass ich meinen eigenen Tod nicht mitbekommen habe? Nein. Man sieht mir mein Alter nicht an. Ich rauche nicht. Ich schlafe gut, wiege kein Gramm zu viel und seitdem ich mir das Essen selbst zubereite, esse ich fast kein Fleisch mehr. Meine Haut wird noch einige Jahre unverändert überstehen. Mit meinem frühzeitigen Tod werde ich an Bedeutung gewinnen. Über Verstorbene spricht man gut oder gar nicht. Über mich wird man gut sprechen. Die

Zeit wird mich von allen Defekten befreien. Man wird um mich, um eine dem Leben viel zu früh entrissene, ewig frische Blüte trauern.

Mein Großvater wurde ehrenvoll verabschiedet. Ein Menschenstrom begleitete seinen Sarg auf dem Weg zum Friedhof. Nach der Beerdigung wollte ich nicht länger in meinem Heimatort bleiben. Zu meinem Erstaunen bestand meine Mutter auch nicht darauf und ich durfte mit einem jungen Mann namens Ramas nach Tiflis fahren. Dieser junge Mann stammte aus einem benachbarten Dorf und ich hielt ihn für einen Verwandten von uns, aber die neugierigen Blicke und das Getuschel unserer Nachbarinnen ließen mich daran zweifeln. Meine Familie hatte das Tanzen noch nie als eine ernsthafte Beschäftigung angesehen, obwohl ich seit meiner Kindheit gern tanzte und sie mehrmals auf mich und meinen Erfolg als Tänzerin stolz sein durfte. Mit dem Tod des einzigen Mannes in der Familie wurde das Thema Heirat für mich aktueller denn je. Es ist so seltsam mit dem Tod. Er kann überall eingreifen und Ereignisse, die auf den ersten Blick in keinem Zusammenhang stehen, wie umgefallene Dominosteine aufeinanderstapeln.

»Wie süß du meinen Namen aussprichst«, holte mich Ramas aus meinen Gedanken. Das Lächeln gefror auf meinen Lippen. »Mein kleiner Neffe nennt mich auch so ...« Ramas startete einen Versuch, sich zu rechtfertigen. Ich hatte keine Zweifel, dass er es ehrlich meinte.

Meine leicht gebräunten Knie schimmerten in der Sonne. Außer dem Schmerz, den der Tod meines Großvaters ausgelöst hatte, spürte ich auch eine gewisse Erleichterung. Nach tagelangem Weinen entsteht ein fast kreatürliches Bedürfnis zu lachen. Ehrlich gesagt spürte ich nicht nur eine

körperliche, sondern auch eine seelische Erleichterung. Verstorben war unser Familienoberhaupt, der Mensch, der mich großgezogen und der immer eine Autorität dargestellt hatte, und zwar nicht nur für mich, sondern für unser ganzes Dorf. Mein Großvater war Vorsitzender des Ältestenrats gewesen. Er war es gewesen, der vorgeschlagen hatte, einen Frauenrat ins Leben zu rufen. Er besaß eine unbeirrbar Intuition und hatte keine Angst vor Neuem, wofür ich ihn sehr schätzte, aber es fühlte sich trotzdem so an, als gäbe es nach seinem Ableben einen Menschen weniger, der ständig etwas von mir verlangte. Ich war leider nicht diejenige, die seine Erwartungen erfüllte und sich so benahm, wie er es für richtig gehalten und wie es seiner Enkelin angestanden hätte.

Die Zweifel, die mich nach Antritt der Reise beschlichen hatten, bestätigten sich immer mehr. Der junge Mann wechselte die Musik, stellte sie laut und wieder leiser, blickte und lächelte mich an. Jetzt erinnerte ich mich an seinen prüfenden Blick, mit dem er mich die letzten drei Tage angesehen hatte. Wer weiß, was er über mich dachte, als ich dastand und mit den Klageliedern im Hintergrund leise wimmerte? Ich erinnerte mich, wie tüchtig er bei der Organisation des Leichenschmauses mitgeholfen hatte, an seine feste Stimme, mit der er uns Frauen, als der Sarg ins Grab hinuntergelassen wurde, befahl, wir sollten heimgehen. In jenen drei Tagen habe ich in Wirklichkeit nicht meinen Großvater, sondern den Verlust der Beziehung mit Jean-Louis und meine ganze Existenz beweint. Das von Tränen durchnässte schwarze Kleid, das er mir geschenkt hatte, stopfte ich in den Schrank.

Meine Beziehung mit Jean-Louis hat zwei Monate gedauert. Französisch zu lernen hatte ich allerdings schon als

Abiturientin begonnen und nach anderthalb Jahren sprach ich es fließend. Immer gurrte ich vergnügt die Worte mit R, machte freudig Bekanntschaft mit jedem Französischsprechenden und sprach dabei laut und deutlich meinen Namen aus – MARGO. Den französischen Mitarbeiter des Centre Alexandre Dumas namens Jean-Louis lernte ich bei einem Bankett kennen, das nach einer Vorführung für eine französische Delegation organisiert wurde.

»Du hast etwa vier Arten von Gesichtsausdrücken: einen allgemeinen, mit höflichem Lächeln jedermann gegenüber. Einen zweiten mit zusammengezogenen Augenbrauen und düsterem Blick. Besonders wenn dir etwas missfällt oder wenn du etwas nicht verstehst. Der dritte ist eher naiv und in diesem Fall siehst du sehr kindlich aus ... Wer weiß, vielleicht machst du gezielt so ein engelsgleiches Gesicht«, sagte Jean-Louis lachend. »Und schließlich dein nur für mich bestimmtes Lächeln. Ein wunderschönes Lächeln. Ein weibliches Lächeln. Nun, mit welchem Gesichtsausdruck soll ich dich zeichnen?«, fragte er, spielte mit meinen Haaren und schenkte mir einen liebevollen Blick.

Ich hatte ihn nicht sonderlich interessant gefunden, als wir uns kennenlernten.

»Bist du nicht diejenige ... Die mit der Kopfbedeckung, die ein Solo getanzt hat?«, fragte er mich nach dem Bankett, als die Gäste nach und nach den Raum verließen. »Ich habe dich kaum wiedererkannt«, sagte er und begann mich über das Tifliser Nachtleben auszufragen.

Es wurde eine schöne Tour. Wir besuchten ein Bierlokal und zwei Nachtclubs, die mir die Tänzerinnen aus meinem Ensemble empfohlen hatten. Weil ich eigentlich keinen Alkohol trinke, nippte ich auch damals nur an einem der

Softdrinks, auf die er mich einlud. Ich bezahlte jeweils das Taxi und hatte anschließend gerade noch so viel Geld übrig, um nach Hause zurückzukehren. Er tanzte sehr lustig, mit weit ausgebreiteten Armen. Ich brachte ihm einige georgische Tanzschritte bei und amüsierte mich dabei köstlich. Als man die alten Schlager zu spielen begann, rächte er sich und schleuderte mich zu Rock-and-Roll-Oldies kräftig hin und her. Es dämmerte, als ich ihn – er war betrunken und müde – mit einem Taxi zu seiner Mietwohnung brachte. Die Adresse hatte ich wegen seiner lallenden französischen Aussprache nur mit Mühe verstanden. Nach wenigen Tagen fand er mich in einem der sozialen Netzwerke und zum Dank schickte er mir ein seltsames Foto mit dem Titel »L'ouragan«. Als ich richtig hinsah, erblickte ich die Silhouette einer sich drehenden jungen Frau, die ihn mit aller Wahrscheinlichkeit an mich erinnerte. »L'ouragan« – unter dieser Bezeichnung speicherte er auch meine Telefonnummer in seinem Handy.

Auf meinem Porträt zeichnete er auch den Fleck auf meiner Wange. Meiner Meinung nach war dieser auf dem Bild größer als in Wirklichkeit und das störte mich, auch wenn ich es mir nicht anmerken ließ. Erstens schämte ich mich; zweitens wollte ich damit nicht die Leichtigkeit unserer Beziehung zerstören. Als er mich fragte, ob mir die Zeichnung gefalle, scherzte ich und übersetzte ihm wortwörtlich die Redewendung, dass man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul schaue.

»Du meinst, ich hätte dir ein Pferd geschenkt?«, fragte Jean-Louis lachend. »Und du bist so nett, dass du ihm nicht ins Maul schaust. Dir gefällt die Zeichnung überhaupt nicht, nicht wahr?« Erstaunlich. Er schien gar nicht beleidigt zu sein.

So begannen wir mit einem lustigen Sprachspiel. Ich übersetzte ihm Wort für Wort georgische Redewendungen und er sollte ihre Bedeutung erraten. Stundenlang haben wir miteinander geplaudert, zusammen gegessen und gelacht. Und sind spazieren gegangen. Das alles endete mit einer leidenschaftlichen Vorstellung in seinem Schlafzimmer. Er wunderte sich über meine Unerfahrenheit, was mir so peinlich war, dass ich mich beinahe für meine keusche Vergangenheit entschuldigt hätte. Jean-Louis war tatsächlich mein allererster Liebhaber. Mit der Zeit begann ich die intime Zweisamkeit zu genießen. Jean-Louis, Großmeister in Kalauern und Wortspielen aller Art, liebte es, über unser Liebesleben zu sprechen und das im Schlafzimmer Geschehene kunstvoll nachzuerzählen. Und ich lernte neue Wörter dabei: »Du bist wundervoll! Von Tag zu Tag wirst du gelöster, freier. Deine Reaktionen auf Berührungen sind unberechenbar. Du bist so echt. Du machst mir nichts vor. Ganz anders als beim Tanzen sind deine Bewegungen wild und ungezähmt. Deine Kreativität ist gewaltig. Wie du wippst, zitterst, stöhnst, schnurrst. Ich begehre dich schon wieder, Margo!«

Jean-Louis war immer mehr angetan von mir. Die erwähnten Schlafzimmervorstellungen gestaltete er mit neuer Musik, Choreografie und Leidenschaft. Ich blieb ihm auch nichts schuldig. Verzaubert sah sich Jean-Louis meinen Tanz an, der ihn an den Hochzeitstanz von Vögeln erinnerte, und wollte sich immer häufiger mit mir treffen.

So gut wie damals war es mir noch nie gegangen. Anstatt mir meine eigene Beerdigung vorzustellen, dachte ich an die Zweisamkeit mit Jean-Louis. Ich träumte von unserer gemeinsamen Zukunft voller Treue und Ruhe. »Ein

liebendes Ehepaar kann auch auf einem Axtstiel schlafen«, übersetzte ich ihm wortwörtlich ein weiteres georgisches Sprichwort, als er mich bat, über Nacht bei ihm zu bleiben und sein schmales Bett mit ihm zu teilen. Um ihn nicht zu erschrecken, benutzte ich aber anstelle des Wortes »Ehepaar« einfach nur »Paar«. Er lächelte mich an und ich legte mich mit Vergnügen an die Wandseite des Bettes. Je weniger Platz ich in seinem Bett einnahm, desto mehr Platz bekam ich in seinem Leben. Der sympathische, nonchalante junge Franzose schmiegte sich eng an mich, wir wechselten im Bett gleichzeitig die Seite, atmeten synchron. Er schlief mit mir ein und wachte mit mir auf.

Eines Tages nahm Jean-Louis seinen Koffer vom Schrank herunter und fragte mich, wo er ein Spielzeuggeschäft finden würde. Als ich den Koffer sah, spürte ich einen Krampf im Bauch. Ich stellte meine Kaffeetasse ab, zupfte sein T-Shirt, das ich anhatte, gedankenlos zurecht und setzte mich an den Laptop, um im Internet einen nahe gelegenen Spielzeugladen zu suchen.

»Für wen brauchst du die Spielsachen?«, »Wozu der Koffer?« Anstatt ihm diese Fragen zu stellen, sagte ich bloß: »Wenn du willst, kann ich dich begleiten.«

»Wie du möchtest«, antwortete er mit seiner üblichen Unbekümmertheit. »Der kleine Räuber interessiert sich nur für Piraten und Waffen. Aber im Januar kommt unsere Tochter zur Welt und sie wird hoffentlich genauso klug und ernst wie ihr Papa.«

Meine Finger froren an der Tastatur fest: »Was für ein kleiner Räuber? Welcher Papa? Wessen Tochter? Macht er einen Scherz? Will er mich prüfen?«

»Lass mich bitte kurz an den Laptop. Ich muss einen

Blick auf mein Ticket werfen, denn ich bin nicht sicher, ob ich heute Abend oder morgen früh zum Flughafen fahren muss.« Er setzte sich zu mir und schubste mich mit einem leichten Stoß seiner Hüfte weg. »Was habt ihr für unmögliche Flugzeiten ... Man muss die ganze Nacht wach bleiben und immer wieder umsteigen.«

Sein Flug war erst für den übernächsten Tag geplant. Beim Einkaufen begleitete ich ihn nicht. Stattdessen ging ich nach Hause und starrte auf seine Zeichnung.

»Nun habe ich alle Mitbringsel zusammen. Ich hatte zwar noch vor, Tschurtschchela zu kaufen, aber man hat mir die Süßigkeit samt einigen Flaschen georgischem Wein im Centre Alexandre Dumas geschenkt. Außer dem Abschiedslunch habe ich also nichts mehr vor. In einer Stunde werde ich auch damit fertig sein. Ich kann's kaum erwarten, dich zu sehen. Und du?«, schrieb er mir in einer SMS.

Ich stellte mir schon wieder meine eigene Beerdigung vor. Bestürzt las ich Jean-Louis' Kurznachricht noch mehrere Male, aber ich antwortete nicht darauf. Abends ging ich nicht zu ihm. Er rief mich noch einmal an, danach meldete er sich auch nicht mehr. Ich konnte nicht schlafen. Im Dunkeln liegend sah ich Jean-Louis' unbekümmertes Gesicht vor mir, seinen Blick, sein Lächeln. Ich dachte an die glücklichen, sorglosen zwei Monate, an die Gespräche über alles und nichts, die wir niemals mit Zukunftsplänen belastet hatten. Ich fühlte mich belogen, gleichzeitig konnte ich mich an keine einzige Lüge seinerseits erinnern.

Es hatte zwischen uns schon immer eine unüberwindbare Distanz gegeben, die ich mir mit unseren sprachlichen und kulturellen Unterschieden erklärte. Eines Abends,

etwa zwei Wochen nachdem ich bei ihm eingezogen war, bemerkte ich das zum ersten Mal und mit großer Klarheit. An jenem Abend war er spät von der Arbeit gekommen und ohne Abendessen eingeschlafen. Ich sah ihn an und konnte mir nicht erklären, was ich in der Wohnung einer völlig fremden Person zu suchen hatte. Am nächsten Morgen, als er aufwachte, war dieses unangenehme Gefühl spurlos verschwunden. »Du sprichst im Schlaf, Mademoiselle Orkan«, sagte er schelmisch. »Und ich wünschte, ich könnte mindestens ein bisschen Georgisch verstehen. Sei bitte nächstes Mal so rücksichtsvoll, im Schlaf französisch zu sprechen.« Er zog mich an sich und legte sein Gesicht auf meinen Nacken. »Ich will deine Sprache lernen, damit ich hinter all deine Geheimnisse kommen kann.« Er packte mich und schüttelte mich leicht und liebevoll.

»Ja, ich kann es auch kaum erwarten, Jean-Louis«, rief ich aus. »Ich kann es kaum erwarten. Du bist ohne zu fragen in meine Seele hereingeschlüpft und hast mit deinen Händen darin gescharrt, gescharrt ...«

Ich weinte nicht. Bis zum Tod meines Großvaters vergoss ich keine Träne. Am Morgen putzte ich mir die Zähne, kämmte mir die Haare, legte die Ohringe an, die Jean-Louis mir geschenkt hatte, und willigte völlig gelassen ein, gemeinsam mit ihm zu frühstücken.

»Du bist so blass«, sagte Jean-Louis besorgt.

»Ich habe nicht gut geschlafen.«

»Warum hast du mich nicht angerufen? Ich habe dir eine Nachricht geschickt. Hast du sie nicht gelesen?«

Ich brachte kein Wort heraus, fühlte bloß ein Stechen im Herzen und starrte ihn nur mit aufgerissenen Augen an.

»Wahrscheinlich hattest du keine Zeit. Hoffentlich habe ich dich nicht allzu sehr belästigt«, murmelte er und begann die Speisekarte zu studieren.

Plötzlich spürte ich Hass. Nein, nicht gegenüber Jean-Louis, sondern gegenüber seiner europäischen Höflichkeit, Zurückhaltung, seinem Respekt für das Privatleben des anderen oder wie man das nennen mag. Ich hasste diese ganze Heuchelei. Da ich keinen Bissen herunterbekommen konnte, bestellte ich bloß Kaffee und Mineralwasser und schaffte es, mich mit ihm über Alltägliches zu unterhalten, aber eine Weile später platzte es aus mir heraus:

»Und wenn sie von mir erfährt? Was dann?«

Er sah mich erstaunt an.

»Was, wenn deine Frau von mir erfährt?« Ich räusperte mich.

»Meine Frau und ich haben keine Geheimnisse voreinander.« Er lächelte mich an und setzte das Gespräch im selben Ton fort, wie er zuvor vom Umzug des Centre Alexandre Dumas erzählt hatte.

»Sie weiß also von mir?« Nun spürte ich das Stechen im Hals.

»Nein. Aber sollte sie mich fragen, ob ich in dieser Zeit jemanden hatte, würde ich ihr eine ehrliche Antwort geben. Eigentlich pflegen wir einander mit solchen Details eher selten zu belästigen«, sagte er und biss in sein Croissant. Der Turm, zu dem ich keinen Eingang fand, bekam mit der Erwähnung der Ehefrau eine zusätzliche hohe, unüberwindbare Mauer.

»Also mir hättest du auch nichts verheimlicht? Wenn ich dich gefragt hätte, würdest du mir gesagt haben, dass du verheiratet bist, nicht wahr!« Nun war ich den Tränen nahe.

»Natürlich würde ich«, erwiderte er in einem Tonfall, dem ich entnahm, dass er Mitleid mit mir hatte. »Orkan, was ist denn los mit dir?«

Ich war verwirrt. Ich wusste nicht, wo genau die Grenze zwischen uns verlief, ob ich überhaupt ein Recht dazu hatte, mich beleidigt zu fühlen und eine Erklärung von ihm zu verlangen.

»Wie lange dauert üblicherweise ein Orkan?«, fragte ich und starrte in meine Kaffeetasse. Mit dieser meteorologischen Frage versuchte ich den Sturm, der in meiner Seele wütete, zu verdrängen.

»Oh, das ist eine gute Frage!«, lachte Jean-Louis. Anscheinend war er schon wieder zum Flirten aufgelegt. Als ob nichts gewesen wäre, als ob er mir nicht einen Tag zuvor das Herz gebrochen hätte. »Es hängt davon ab, wie stark er ist«, sagte er fröhlich und zwinkerte mir zu.

Ich weiß selbst nicht warum, aber nach dem Frühstück ging ich mit ihm in seine Wohnung und nachdem wir uns ein letztes Mal geliebt hatten, gab es einen ebenso kurzen, halbherzigen Abschied.

»Sei nicht traurig, Orkan, wir werden uns bestimmt wiedersehen.«

»Pass auf dich auf!«, erwiderte ich mit einem gezwungenen Lächeln.

Zwei Wochen danach erfuhr ich von der Krankheit meines Großvaters. Damals war ich auch krank: erschöpft durch Schlaflosigkeit, geschwächt durch Einsamkeit, belogen, betrogen, verlassen und niedergedrückt. Jean-Louis' französisches Gurren, seine Aufmerksamkeit, seine Geschenke, das schwindelerregende Licht seiner klaren Augen konnte ich mit einem einzigen Wort ins Georgische

übersetzen: »Liebe«, und dieses Wort hatte für mich wiederum eine weitere Bedeutung, nämlich »Monogamie«.

»Warum rauchst du so viel, Jean? Die letzte Zigarette hast du vor einer Minute ausgedrückt!« Einmal hatte ich gewagt, ihn zu kritisieren.

»Ja«, sagte er und ich sah in seinen Augen einen Anflug eines für ihn bisher unbekanntem Kummers. »Manchmal ist es viel einfacher, sich von einem geliebten Menschen zu trennen als von einer schlechten Gewohnheit.«

Er schien betrübt. Ich versuchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

»Gewohnheit ist stärker als Glaube«, übersetzte ich ihm wieder eine georgische Redewendung und spürte nicht, wie ich die einzige Möglichkeit, ein ernsthaftes Gespräch mit ihm zu führen, zunichte machte.

»Manchmal ist es viel einfacher, sich von einem geliebten Menschen zu trennen als von einer schlechten Gewohnheit.« Dieser Satz ließ mich nicht mehr los. Selbst hatte ich keine Gewohnheit, die ich für Jean-Louis nicht aufgeben hätte. Wie meisterhaft hatte er unsere Beziehung mit einem einzigen Satz ausgedrückt, unsere von ihm begonnene und von ihm beendete Beziehung. Ich war diejenige, auf die man leichter verzichtete als auf eine Zigarette.

»Schritt – Drehung – Schritt – Drehung! Noch einmal Schritt, Margo, achte auf den Schritt!« Der Ensembleleiter gab mir nach der Probe noch eine Zusatzstunde, damit ich an meiner Schwachstelle, an der Drehung, arbeiten konnte.

Der leichte Schwindel, der mich beim Zusammensein mit Jean-Louis überkam und den ich so liebte, war für eine Tänzerin ein Fluch. Der Leiter unseres Ensembles ärgerte sich jedes Mal, wenn ich wieder ins Schwanken geriet, und

rief: »Schritt, Margo, Schritt!« Der Schritt – der Hauptantrieb, die Voraussetzung für die Fortbewegung. Endlich verstand ich, dass ich nach einer Drehung sofort einen Schritt machen musste, bevor ich ins Taumeln geriet. Es brauchte einen Ruck und ein bestimmtes Objekt, das ich ansehen musste. Ich musste meinen Blick daran heften, solange mein Nacken es mir erlaubte, und dann noch einmal schnell den Kopf drehen und den übrig gebliebenen Halbkreis vollenden, während ich wieder auf denselben Punkt starrte. Sobald der Kreis vollständig war, musste ich einen Schritt machen. Nun gelang mir das. Ich verlor das Gleichgewicht nicht mehr und konnte mich endlos im Kreis drehen.

Mein Unwohlgefühl ging bald in eine völlige Antriebslosigkeit über. Ich hatte Schwindelanfälle, fehlte zuerst bei den Proben, dann auch bei den Auftritten. Meinen Großvater wollte ich auch nicht besuchen. Eines Morgens fiel ich aus dem Bett. Erschrocken öffnete ich die Augen und sah die ungewöhnlich weit entfernte Zimmerdecke. Wahrscheinlich hatte ich auch im Schlaf einen Schwindelanfall bekommen. Wie ich später erfuhr, war mein Großvater Giorgi genau in diesem Moment verstorben.

»Schritt, mach doch den Schritt!« Diese Aufforderung half mir auch diesmal. Ich zwang mich diesen Schritt zu machen: morgens aus dem Bett und nachts in dasselbe hinein.

Mein Großvater hatte mir viel Gutes beigebracht, aber auch dieses bedrückende Schweigegebot. »Höre, was die Erwachsenen dir sagen.« Und den einen oder anderen Erwachsenen gab es immer, auch als ich selbst erwachsen wurde, es gab immer diejenigen, die älter waren als ich.

Es gab auch Männer: die Männer, deren Aufgabe es war, Entscheidungen zu treffen. Darüber sagte keiner etwas Bestimmtes, weder mein Großvater noch meine Mutter noch jemand anders. Aber alle gemeinsam ließen mich wortlos spüren und prägten es mir für immer ein: Es war der Mann, der im Leben die führende Rolle spielte.

Auch hier, in diesem Auto, lasse ich zu, dass ein Mann mich führt. Er ist es, der am Steuer sitzt. Auch wenn dem nicht so wäre, würde er die Fahrtrichtung bestimmen. Ich werde ihm folgen, ihn vervollständigen, ihm dazu verhelfen, sich zu verwirklichen, aber er muss der Sonnenenergie gleich die warmen und kalten Luftmassen miteinander vermischen, sonst wird kein Wind und kein Sturm entstehen, sonst kann er mich nicht in Bewegung setzen.

Ich sah Ramas an. Er knabberte die unterwegs gekauften Nüsse und strahlte. »Soll ich glauben, dass er meine neue Achse ist? Wird mich der absolute Gegensatz zu Jean-Louis zum Wirbeln bringen?«, dachte ich und strich mir die vom Wind zerzausten Haare glatt.

Plötzlich berührte Ramas' Hand meinen Schoß. Genauer gesagt, er steckte die Hand direkt zwischen meine Beine, wo ich, während ich mir die Haare zurechtstrich, ein Tütchen mit gerösteten Nüssen hingelegt hatte. Er sah mich nicht einmal an. Als hätte er nicht gespürt, wie ich zusammenzuckte. Er scharrte mit den Fingern nach den Nüssen in meinem Schoß, fand die Tüte, nahm eine Handvoll heraus und schüttete sie sich gierig in den Mund. Auf einmal wurde mir heiß, als wäre ich von einem Wüstenwind umhüllt. Die Stelle, an der mich Ramas mit oder ohne Absicht berührt hatte, glühte. Etwas von dieser Art hatte ich nicht einmal mit Jean-Louis erlebt. Solch eine starke

Reaktion meines Körpers überraschte mich selbst. Ramas schien mit sich zufrieden zu sein. Hatte er mich absichtlich berührt oder hatte er sich bloß das geholt, was er wollte: die Nüsse, wenn auch auf eine freche, familiäre Art? An der Bewegung seines stark hervortretenden Adamsapfels konnte ich erkennen, wie er die letzten zerkaute Nüsse hinuntergeschluckt hatte. Ich wartete gespannt auf seine nächste Geste. Die Musik spielte nicht mehr und die Stille im Innern des schnell fahrenden Autos wurde bloß vom Pfeifen des Windes unterbrochen. Er streckte seine Hand schon wieder aus, diesmal etwas langsamer. In Erwartung der Berührung spannten sich meine Muskeln an. Einige Nüsse rollten aus dem Tütchen heraus. Ramas, ohne seinen Blick von der Straße abzuwenden, verfehlte das Tütchen und streckte die Finger, um nach den in meinem Schoß lose herumrollenden Nüssen zu greifen. Sobald er mich berührte, wurden meine Beine schlaff und die entspannten Knie öffneten sich. Mit seiner großen, behaarten Hand grabste er nach den Nüssen und fasste dabei den Stoff meines Kleides. Mein Unterleib bebte. Ich bekam Gänsehaut an den nackten Schenkeln. Ramas steckte seine heißen Finger tief zwischen meine Beine. Benommen warf ich den Kopf nach hinten. Als wäre das Steuerrad dieser Bewegung gefolgt, kam das Auto von der Straße ab und blieb am Straßenrand stehen. Ramas schaltete den Motor aus und zog mich an sich, viel wilder als Jean-Louis.

Genau so wäre es gewesen, wenn nicht meine Mutter mich in dieses Auto gesetzt und hinter dieser Geschichte nicht fast das ganze Dorf gestanden hätte. Genau so wäre es gewesen, wenn Ramas, der seine Bildung in Tiflis erhalten hatte und auf eigenen Wunsch ins Dorf zurückgekehrt war,

bezüglich einer Frau andere Ansichten gehabt und meine Antwort auf die Befriedigung seiner Leidenschaft nicht als eine unverzeihliche Schandtat empfunden hätte.

Aber nun waren die Spielregeln anders und ich befolgte sie mit dem für mich typischen Gehorsam. Hierzulande wurde das Interesse eines Mannes einer Frau gegenüber durch ihre ständig ablehnende Haltung geschürt und sein Respekt durch ihre Zurückhaltung gestärkt. Wenn ich mit Ramas zusammen sein wollte, musste ich ablehnend und unnahbar wirken, einmal, zweimal, zehnmal ... Aber wollte ich wirklich mit Ramas zusammen sein?

Auch diejenigen, die nur ihr Vergnügen suchen, kommen früher oder später zur Erkenntnis, dass das größte Vergnügen in der Liebe zu finden ist. Ich war nun für eine Beziehung bereit, in der mich der Schwindel, den ich bei der Drehung mit Mühe besiegt hatte, nicht im Bett heimsuchen würde, und in der die Lust, mich einem Mann hinzugeben, durch den Wunsch, einen lieb gewonnenen Menschen in die Arme zu schließen, ersetzt würde. Das Wichtigste war, mein Zögern und das erdrückende Gefühl der eigenen Unwichtigkeit zu besiegen. Weil ich niemals gelernt hatte, mich um die eigene Achse zu drehen, suchte ich einen Stützpunkt in meinem Gegenüber. Ein anderer sollte mich anerkennen. Er sollte meinen Wert bestimmen. Davon, mich irgendeiner Idee zu widmen, habe ich nie geträumt. Obwohl eine solche Idee einem Menschen schon Wichtigkeit verleihen kann. Meine Träume hatten das gleiche Maß wie ich selbst – sie waren klein und begrenzt.

So habe ich in dem auf der langen, sonnigen Straße nach Tiflis fahrenden Auto bereits den ersten Versuch, Nüsse von meinem Schoß zu nehmen, erfolgreich abgewehrt.